

Workshop *Kulturkritik* des Forschungsnetzwerks „Ästhetik und Pragmatik der Kulturkritik“ der Universität Siegen 28. April, Museum für Gegenwartskunst.

Niels Werber *Begrüßung und Programmatik*

Sehr geehrte Damen und Herren, verehrte Gäste, liebe Freunde und Kollegen,

dass dieser erste Workshop des Siegener Forschungsnetzwerkes „Ästhetik und Pragmatik der Kulturkritik“ dem Gedenken unseres verstorbenen Georg Bollenbecks gewidmet ist, hat gute Gründe. Georg Bollenbeck hat mit seiner vielbeachteten, wegweisenden Monographie *Eine Geschichte der Kulturkritik. Von Rousseau bis Günther Anders* aus dem Jahre 2007 den Grundstein für die Gründung des Netzwerks gelegt; gemeinsam mit Clemens Knobloch wollte er die „Tradition deutscher Kulturkritik in spezialdiskursiven Problemlagen der Gegenwart“ verfolgen, also 1.) die Entwicklung nach Günter Anders bis in die Gegenwart weiterverfolgen und 2.) den historischen, diskursanalytischen Zugang um sprachwissenschaftliche Methoden erweitern. Literaturwissenschaftliche und linguistische Verfahren der Text- und Diskursanalyse gelangen in der ersten Projektskizze von Bollenbeck und Knobloch zu einer fruchtbaren Kooperation, die an alte und große Traditionen der Universität Siegen anknüpfen kann, an jene Traditionen der Forschung nämlich, aus der die Siegener, seit 40 Jahren im Metzler Verlag erscheinende Zeitschrift LILI hervorgegangen ist. Eine *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* macht aber nur dann Sinn, wenn ihre Beiträge nicht die Forschungsprobleme der Literaturwissenschaften, der Sprachwissenschaften und der Mediävistik addieren, sondern wenn ein gemeinsames Forschungsproblem die verschiedenen Fächer zu gemeinsamen Anstrengungen vereint. Ein solches Problem haben wir in der Kulturkritik gefunden, und das letzte Heft, LILI Nr. 161, umreißt unser Thema aus den verschiedenen Perspektiven und macht zugleich die Einheit des Problembezugs deutlich.

Georg Bollenbeck hat der Kulturkritik eine Funktion zugewiesen, die diese inhaltlich und politisch doch sehr divergente, heterogene Semantik zusammenhält und ihre Analyse über mehrere Jahrhunderte hinweg gestattet. Sie sei als „Reflexionsmedium der Moderne“ zu begreifen. Nicht die begriffliche Schärfe und methodische Selbstkontrolle war entscheidend für den Erfolg einer Semantik, die disziplinar ungebunden und vagierend durch das mediale Spektrum zentrale Beiträge zur Selbstbeschreibung der Gesellschaft geliefert hat, sondern ihre „Problemsensibilität“. Kulturkritik sei, seit Rousseau, „oft begriffslos“, aber „nie sprachlos“ gewesen, so Bollenbeck, und ihr gleichsam „wildes“ Denken habe sie nicht daran gehindert, sondern, im Gegenteil, gerade dazu befähigt, der Moderne eine Gegenrechnung aufzumachen und wortgewaltig Widerrede zu führen. „Ihre Geschichte eröffnet den Zugang in das Laboratorium einer gleichermaßen ideengeschichtlich wie mentalitätsgeschichtlich bedeutenden Wissens- und Sinnbildungsproduktion, aus der immer wieder neue Einsprüche gegen die Moderne hervorgehen.“ Dass diese Kritik der Moderne nur „in“ der Moderne formuliert werden kann, nimmt diesen Elaboraten nichts von ihrer Wirkung.

Die Kulturkritik, auch das erweist Bollenbecks große *tour d'horizon* von „Rousseau bis Günther Anders“, verdankt ihre Durchschlagskraft weniger den in Anschlag gebrachten wissenschaftlichen Methoden, sondern der Evidenz ihrer „Metaphern“. Diese Arbeitshypothese des am 2. Oktober 2010 viel zu früh verstorbenen Kollegen hat uns ermutigt, ein Forschungsnetzwerk zu gründen und ein Themenheft der LILI zur Kulturkritik herauszugeben. Sie führt aus den Zirkeln der politischen Beobachtungen erster Ordnung („radikal“ / „konservativ“) heraus und macht die Formseite der Semantik stark, die eben auch „begriffslos“ zu überzeugen vermag. Aus diesem Grunde zählt dieses Feld überhaupt zu den Gegenständen der Literatur- und Sprachwissenschaften. Sie wird sinnfällig nicht allein im Argument, sondern im Bild, nicht nur in der wissenschaftlichen Kommunikation, sondern in der Metapher.

„Kulturkritik ist Reflexion in der veränderten Welt“, wie Ralf Konersmann 2001 konstatiert; ihr Medium ist aber offenbar nicht der begriffliche Diskurs allein. Fernsehserien und Kinofilme, Kunst und Werbung, Massenmedien und Metaphern „reflektieren“ die Veränderungen der Welt und finden dafür Formen, die eindringlicher sein können als die „scharfsinnigen Analysen“ der „Intellektuellen“. Wer Kulturkritik als Semantik verstehen will, der wird sich auch ihrer Visualität und der Eigenlogik ihrer Bilder stellen müssen, wie es Georg Bollenbeck und Clemens Knobloch in ihrer Studie zum „Semantischen Umbau“ von 2001 vorgeführt haben.

Dass Kulturkritik nicht nur im treffenden Wort, sondern auch im Bild ein Medium findet und selbst begriffslos nie verstummt, liefert allerdings keinen guten Grund dafür, dass ihre Erforschung ebenfalls „seltsam vage bleibt“, wie Konersmann resümiert. Dies mag zum Teil an ihrem „zweifelhaften Ruf“ liegen, eher Feuilleton als Forschung zu sein, vor allem aber an den polemischen Kräften, die sie entfaltet. Denn Kulturkritik politisiert, sie verortet ihre Agenten, ob sie das mögen oder nicht; sie unterscheidet Freund und Feind. Sie dissoziiert in Befürworter und Gegner. Diese zwiespältige Kraft der Kulturkritik ist, und dies bereits vor einiger Zeit und von „links“ wie von „rechts“, ihrerseits kritisiert worden: Die Leistung dieser Kritik der Kulturkritik, wie sie Adorno und Gehlen betrieben haben, besteht darin, dass sie ihre Beobachtungen von den einfachen politischen Zurechnungen abgelöst hat. Dieses Kunststück verdient womöglich auch noch heute Beachtung, denn selbstverständlich ist dies keineswegs. Die Analyse der Kulturkritik sollte nicht selbst in einer kulturkritischen Tonlage daherkommen, ließe sich von Adorno und Gehlen lernen. Vielmehr wäre ihre Funktion zu untersuchen, das heißt, das Rätsel wäre zu lösen, warum die Moderne Kulturkritik hervorbringt, um sich selbst in Frage zu stellen.

Meine Vermutung ist: Auch unscharfe und begriffslose, „unreflektierte“ oder „normative“ Interventionen, wie sie die Kulturkritik hervorbringt, können eine

wichtige *Funktion* erfüllen: nämlich für Probleme der Moderne sensibel zu machen und die Gesellschaft über sich selbst zu irritieren. Die Chancen eines solchen funktionalen Verständnisses von Kulturkritik sind noch nicht ausgereizt. Während die Kulturkritik und ihre wissenschaftlichen Beobachter es sich mit präzisen Angaben zu dem, was Kultur sei, gemeinhin schwer tun, würde ein funktionaler Ansatz damit beginnen: Nicht, dass Kultur substantialistisch definiert würde wie zu Zeiten Thomas Manns und Oswald Spenglers, vielmehr würde Kultur in Bezug zu einem Problem der Gesellschaft gesetzt, das es „löst“, in dem sie es „verbirgt“.

Dies Problem der modernen Gesellschaft betrifft ihre Komplexität. Jahrhunderte der Differenzierungen und Spezialisierungen haben es immer schwerer und zuletzt unmöglich gemacht, die Gesellschaft zu repräsentieren. Kein Bild, das allen Aspekten gerecht würde; kein Modell, das in jeder Sphäre, jeder Organisation, jedem Funktionssystem überzeugte. So unterschiedliche Denker wie Jürgen Habermas und Carl Schmitt haben dieses Problem der Repräsentation beschrieben, das deswegen ernst zu nehmen sei, weil es ohne Bilder oder Selbstbeschreibungsformeln der Gesellschaft nicht abgehe, auch wenn diese die Komplexität der Gesellschaft immer verfehlen und niemals notwendig, sondern immer auch anders denkbar wären. Zum Leviathan und auch zur Lebenswelt gibt es Alternativen, die man etwa bei Latour oder Luhmann finden kann. Um jedoch Erwartungshorizonte zu schaffen und Anschlusskommunikationen zu ermutigen, stellt die Gesellschaft sich selbst nicht permanent in ihrer problematischen Komplexität und demotivierenden Kontingenz aus, sondern gibt Selbstbeschreibungen aus, deren geradezu gemeinplatzverdächtige Selbstverständlichkeit und bildhafte Evidenz den Gedanken an Alternativen erst gar nicht aufkommen lassen: Genau dies „macht“ Kultur. Sie löst, auf Zeit, das unlösbare Identitätsproblem der modernen Gesellschaft. Kulturkritik dagegen verweist auf die Voraussetzungen und Konstruktionsregeln dieser Formeln. Sie erinnert an die Kontingenz der evidenten Bilder. Die These wäre, dass *Kultur* die Funktion erfüllt, in einer

konkreten Lage alternative Möglichkeiten auszublenden, die Komplexität der Situation dadurch zu reduzieren und ein Agieren in bestimmten Parametern erwartbar zu machen, und dass *Kulturkritik* dementsprechend diese Reduktion zum Problem macht, in dem sie es Beobachtern ermöglicht, Alternativen in den Blick zu nehmen. Dies ist womöglich schon dann der Fall, wenn Tristan vorführt, dass ein erlegtes Wild *anders* zu zerlegen sei, als man es gewöhnlich am Hofe König Markes hält. Diesen Verweis auf das Andere würde ich als Kontingenzsetzung einer kulturellen Selbstverständlichkeit verstehen wollen. Der Ausweis der Kontingenz erweist sich dann als Einfallstor der Kritik: Denn nur wenn es anders geht oder anders denkbar wäre, kann das, was ist, der Kritik unterzogen werden.

Alle großen „kulturkritischen“ Krisen wäre so zu rekonstruieren, ohne der Kritik Adornos oder Gehlens verfallen zu müssen. Denn es wären *erstens* immer mehrere Selbstbeschreibungsformeln oder Selbstbilder der Gesellschaft im Spiel und nicht *die* Kultur, in deren Namen dann gesprochen würde, sei es affirmativ, sei es kritisch; und *zweitens* würden die von Gehlen beklagte Naivität gegenüber der gesellschaftlichen Komplexität und Adornos dialektischer Hinweise auf den Standort des Kritikers gerade zur Voraussetzung des funktionaler Modells gezählt werden können, das Kultur und Kritik als moderne Umgangsformen mit Komplexität versteht und dem Kulturkritiker nicht, und sei es implizit, einen archimedischen Punkt zuweisen müsste. Kulturkritik wäre eine Agentur der Visibilisierung von Kontingenz – und nicht ihr Gegenteil: des Verbergens von Möglichkeiten. Zu vermuten ist allerdings, dass sich aus der kulturkritischen Dekonstruktion von repräsentativen Bildern und evidenten Formeln neue Selbstbeschreibungsmodelle entwickeln, mit denen die Gesellschaft sich dann bis auf weiteres identifiziert – bis auch sie zum Medium der Kulturkritik werden.

Die „Evidenz“ der Selbstbeschreibungsformen und Entwürfe, man denke an Metaphern wie *Netzwerkgesellschaft* oder *Nachtwächterstaat*, stammt nicht aus der Angemessenheit der Sache. Dies wäre auch unmöglich, denn die

Gesellschaft ist stets sehr viel komplexer als das Bild, das von ihr kursiert. Die Evidenz ist ein Effekt ihrer Form. Die Pragmatik dieser Poetik ist heute unser Thema.

Theodor W. Adorno: *Kulturkritik und Gesellschaft*. In: Rolf Tiedemann (Hg.): *Gesammelte Schriften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2003.

Georg Bollenbeck: *Eine Geschichte der Kulturkritik. Von Rousseau bis Günther Anders*. München: Beck 2007.

Arnold Gehlen: *Die Seele im technischen Zeitalter und andere sozialpsychologische, soziologische und kulturanalytische Schriften*. Frankfurt am Main: Klostermann 2004.

Ralf Konersmann (Hg.), *Kulturkritik. Reflexionen in der veränderten Welt*. Leipzig: Reclam 2001.